

Gegen wen gilt es denn in dem 30-jährigen oder 40-jährigen oder 50-jährigen Krieg zu kämpfen? Jeder weiß es: Gegen Trägheit und Bequemlichkeit bei sich selbst, gegen Mißtrauen und Verzagtheit, gegen Lieblosigkeit und Richtgeist, gegen Unglauben und Gottentfremdung, gegen Gleichgültigkeit und Unbußfertigkeit und Ungeduld. Dieser Krieg, dieser Kampf hört erst auf, wenn Dein Herz aufhört zu schlagen.

Noch eins: Lies auch hie und da den Jakobusbrief! Ich habe den Eindruck, daß dieser Brief in vielen Pfarrhäusern ein Stiefkind ist. Ob dies seine Ursache darin hat, daß dieser Brief unserm Martin Luther nicht so recht in den Kram paßte und er ihn deshalb als eine stroherne Epistel genannt hat? Ich weiß es nicht. Sicher ist aber, daß diese Seite des Christentums, die der Jakobusbrief vertritt, zu wenig beachtet wird.

Ein Weiteres: Vergiß nicht den Befehl Jesu, der auch dir gilt: Weide meine Lämmer! Wie oft wird der Jugendunterricht vernachlässigt! Ja, mit der Ausarbeitung der Predigt, da nimmt man es genau. Aber Jugendunterricht! da brauchts keine, oder keine lange Vorbereitung. Das ist nicht recht. Der Jugendunterricht ist mindestens so wichtig wie die Predigt. Ich behaupte: er ist wichtiger. An Alten ist nicht mehr viel zu ändern. Wie viele sind verhärtet. Kinderherzen sind weich wie Wachs. Wenn die Erwachsenen enttäuschen, dann sollen die Kinder Mut machen. Die Arbeit an den Erwachsenen ist oft ermüdend, zermürbend. Der Umgang mit Kindern erfrischt, er erhebt, erfreut. Luther sagt einmal: „Es ist schwer, alte Hunde zu bändigen, und alte Schälke fromm zu machen. Aber die jungen Bäumlein kann man biegen und ziehen.“

Noch eins: Bedenke immer wieder: Christum lieb haben ist besser als alles wissen.

Und zuletzt noch eine Mahnung Luthers die allen Predigern gilt, die ich aber leider selbst außer acht gelassen habe. Diese Mahnung heißt so:

Tritt frisch auf!
Tu's Maul auf!
Hör bald auf!

Damit will auch ich aufhören.

Bücher.

Wilhelm Stählin: Das Amt des Laien im Gottesdienst und kirchlicher Unterweisung
(1947, Stauda-V., Kassel).

Daß das Problem des Laiendienstes gerade von Bischof Stählin hier behandelt wird, hat eine doppelte Bedeutung: 1. als Michaelsbruder ist er einer der dazu Berufenen; und 2. als Träger des geistlichen Amtes steht er nicht in dem Verdacht, mit dem Laiendienst das Amt des Geistlichen in seiner Bedeutung herabzuminden.

Vielleicht hat es nie eine Epoche in der Geschichte der Evangelischen Kirche gegeben, in der man nicht mehr oder weniger von der

Gefahr einer Pastorenkirche gesprochen hat. Oder, wenn man zu irgendeiner Zeit diese Gefahr nicht mehr so sehr erkannte, dann geschah das vielleicht gerade deshalb, weil man ihr schon erlegen war.

Obwohl man ein allgemeines Priestertum aller Gläubigen vorauszetzte, konnte selbst in der evangelischen Kirche aus dem Predigtamt oft eine allzu hierarchische Autorität werden (Priesterherrschaft). So wie die Einen durch das allgemeine Priestertum jedes Amt und Kirchenregiment aufgehoben wissen wollen (Schwärmer), so wollen die Anderen das Christenvolk von der Mitverantwortung für die Kirche ausschalten und eine fast katholische Scheidung oder gar einen Gegensatz zwischen Amtsträgern und „Nur“-Laien hervorrufen. Laie soll aber seinem Namen nach nicht einer sein, der in kirchlichen Dingen nichts mitzureden hat (als Nichtfachmann); er ist einer aus dem Gottesvolk (laos tou theou) und hat als solcher ein Christenamt: die Mitverantwortung für die Arbeit der Kirche.

Das Bewußtsein um diese Verantwortung des Laien sollte nicht leichtfertig durch eifersüchtige Träger des Predigtamtes zertreten werden. Denn es treten immer wieder Umstände ein, in denen der kirchliche Dienst nicht in seinem vollen Umfang von ordinierten Geistlichen vollzogen werden kann. Da wird jenes mehr „latente“ Amt des Laien aktuell, und es zeigt sich dann, ob eine Kirche lebendige Glieder hat oder ob nur die Pastoren das Ganze aufrecht erhalten haben (Pastorenkirche). Gehört unsere Kirche zur wahren ecclesia, dann wird sie auch nicht umfallen, wenn an einem Tage alle ihre Pfarrer ihr weggenommen werden. Wie in vielen Teilen der Welt ist das in Deutschland heute sehr oft der Fall — und nicht nur in der Ostzone —, daß Gemeinden ohne geistlichen Führer sind und daß ein Laie wirklich die geistliche Führung übernehmen muß. Da will nun das Heftchen von Stählin eine Hilfe sein. Aber es will nicht etwa eine Anleitung geben, wie ein Laie „Pfarrer spielen“ kann. Es zeigt die mannigfaltige Möglichkeit der Betätigung des Laien in der Gemeinde gerade auch in der Zusammenarbeit mit dem Pfarrer. Wenn vom „Amt des Laien“ gesprochen wird, so will damit deutlich gemacht werden, daß nicht nur „geschickte“ Leute den Pfarrer in einer Funktion ersetzen sollen (ohne innere Vorbereitung, also nur „spielen“), sondern daß sie es mit einer entsprechenden Ausrüstung und im Auftrage des kirchlichen Amtes tun sollen.

Wie wichtig wäre das gerade für uns hier! Haben wir hier im Lande nicht dauernd diese Notlage, wie augenblicklich drüben, durch den Mangel an kirchlichen Arbeitern? Haben wir nicht allein hier in Rio Grande do Sul dreihundert Gemeinden, die einen Pfarrer nur für ein paar Stunden alle vier Wochen (in vielen Fällen alle 2 bis 3 Monate!) zu sehen und nicht einmal immer zu sprechen bekommen! Wie kann da eine nur einigermaßen zufriedenstellende kirchliche Unterweisung erfolgen, ohne einen stärkeren Einsatz von gerüsteten Laien? (von der seelsorgerlichen Betreuung muß hier ganz geschwiegen werden).

Hier wird von Stählin ein Weg gewiesen, wie in praktischer Weise der Gefahr der Pastorenkirche und der Entkirchlichung des

Gemeindelebens begegnet werden kann; wie das kirchliche Amt gefestigt werden kann für eine fruchtbare Arbeit, indem es nicht den schwachen Schultern nur des einen Trägers (des Geistlichen) aufgebürdet bleibt, sondern mit vielen Stützen (Laien Helfern) fest unterbaut und mitgetragen wird.

Eine weiteste Verbreitung des Heftchens oder gar eine adaptierte Wiedergabe könnte unserer kirchlichen Arbeit großen Nutzen bringen.

P. A. Dreher.

EXTRATO E SINTESE DO OPUSCULO „O PROCESSO DE CRISTO“, DE AUTORIA DO DR. JOÃO HENRIQUE

e publicado pelo Sínodo Riograndense em 1948.

Incompetência do Sinédrio.

Quando no ano 39 a. C. a Judeia caiu nas mãos dos romanos, o sinédrio, que ainda antes tivera máxima competência e jurisdição, ficou com o seu poder muito reduzido. Já não podia mais „julgar questões criminais e administrativas referentes a uma tribo ou a uma cidade inteira; receber apelação de processos julgados em tribunais inferiores; decretar pena capital, condenar à morte os falsos profetas“, etc.

Toda „a justiça era administrada segundo as normas da legislação romana“.

Assim é evidente que o sinédrio, condenando Jesus à pena máxima, usou de um direito que já não lhe competia mais, mas era privilégio exclusivo de „César, dos tribunais por este instituídos, aos quais ele dava tal direito expresso, ou do procônsul das províncias.“

Naquela época o procônsul da Judeia era Herodes e só ele, além de César, poderia ter condenado Jesus à morte, se para tal houvesse motivo justificado.

Mas o sinédrio ainda cometeu outra ilegalidade. Desde um século anterior a Cristo era costume em Jerusalém pronunciar-se a pena de morte numa sala especial chamada Gazit ou Sala das Pedras Lavradas. Só ali o sinédrio e Pôncio Pilatos, supondo que tivessem competência para decretar a pena capital, poderiam ter lavrado a sentença.

Processo de Cristo perante a Legislação Romana.

„No direito romano a pessoa que ia ser acusada, devia disso ter conhecimento com grande antecedência e saber quem a iria acusar... O acusado precisava saber a natureza do seu processo e o lugar onde era processado. Segundo a lei vigente devia saber, pela citação..., qual o tribunal em que era acusado, a autoridade perante a qual devia comparecer e a jurisdição dessa autoridade.

Toda a acusação devia ser feita na presença do acusado, sob pena de nulidade. Chegado o dia da acusação, o acusador fazia chamar por um arauto o acusado a comparecer... Se comparecia, o acusado tomava lugar, em baixo, perto da tribuna. Então o acusador

começava a acusação, produzia suas provas e mencionava a pena que devia ser aplicada. O acusador perante o legítimo magistrado reiterava três vezes a acusação em três dias diferentes. Depois... lavrava um documento, no qual expunha o crime e indicava a multa ou a pena em que o acusado havia incorrido. Esse documento era afixado durante três dias em lugar público. Passados estes três dias, o acusador renovava a acusação pela quarta vez."

Por sua vez o acusado, „passado o último dia da acusação, tinha o direito de propor um defensor para lhe poder ser levantada a condenação e dada a liberdade ou serem-lhe restituídos os seus direitos contra atroz sentença... Ainda a lei permitia que o acusado, intimado para o dia do julgamento, podia não comparecer ou exilar-se. Sofrendo a pena de exílio voluntário, cessava o processo, extinguia-se a pena, inclusive a de morte."

Estes requisitos, porém, estipulados pelo Código Romano, não mereceram a mínima atenção dos juizes de Cristo.

Processo de Cristo perante a Legislação Judaica.

Algumas leis: Era proibido julgar nos sábados, nos dias de festa e até na véspera do sábado.

Um julgamento de morte só podia ser efetuado durante o dia, devendo os membros do sinédrio reunir-se após o sacrifício da manhã e suspender a sessão à noite. Jesus, entretanto, foi julgado de madrugada, antes do sacrifício da aurora.

De acôrdo com a lei, as testemunhas deviam depor sob fé de juramento e separadamente uma outra.

O julgamento podia terminar no dia em que foi iniciado, se o acusado era absolvido; caso contrário, só devia finalizar no dia seguinte.

No outro dia os juizes, depois de terem reexaminado o caso, deviam reunir-se novamente na sala da justiça e o que absolvía devia dizer: „eu absolvo“; e o que condenava devia dizer: „eu condeno!“

Para a condenação do réu era necessária u'a maioria de dois votos. No processo de Cristo nem houve votação.

Mais ilegalidades deste processo.

A Judeia, como já foi dito, estava sujeita às leis, justiça e jurisdição de Roma. Por conseguinte, só o procônsul romano, que naquele tempo era Herodes, com o seu conselho de sentença, podia resolver os processos criminais.

De fato o procurador Pilatos mandou Jesus a Herodes, mas este, achando-o sem culpa, o remeteu de volta. Também Pilatos sabia que Jesus era inocente, porém, não querendo perder a simpatia dos judeus, concedeu ao povo amotinado o arbítrio de escolher Cristo ou Barrabás para ser solto. Esta decisão era totalmente contra as normas de justiça, pois, além de não ter culpa alguma, o Filho de Deus não havia sido preso por sentença como o outro criminoso.

De acordo com a lei, ninguém podia transferir a outro mais direitos do que possuía. Ora, também esta norma foi violada pelo procurador.

Ele, sem ter autoridade para condenar alguém, perguntou à plebe:

„Que farei então de Jesus, chamado Cristo?“

Responderam-lhe em coro:

„Seja crucificado!“

Pilatos, como vemos, concedeu que a multidão enfurecida, sem a mínima competência, julgasse o Justo por excelência.

O que muito surpreende nesta ação criminal é que ninguém lavrou um auto de corpo de delito, requisito indispensável para a boa consistência de todo o processo de pena capital.

Prisão de Cristo.

O sinédrio já não tinha mais o direito de dar ordem de prisão a quem quer que fosse e de nenhuma forma podia mandar prender Jesus.

No entanto, não hesitou em fazê-lo, pois, como diz São João, foi uma coorte do próprio sinédrio, armada de varapaus, inclusive ministros dos pontífices e fariseus, que aprisionou a Cristo.

Só Pilatos poderia ter dado a ordem de prisão, sem aplicar a pena capital. e somente aos soldados romanos competia cumprí-la.

Interrogatório — Acusações.

Cristo, depois de ilegalmente aprisionado, foi levado a casa de Anás e em seguida à do sumo pontífice Caifás, para ser julgado. Mas nenhuma destas moradias podia servir de tribunal, por haver um Forum romano em Jerusalém.

Caifás perguntou ao prisioneiro:

„És tu o Cristo, Filho de Deus Bemdito?“

Disse-lhe Jesus:

„Eu o soul“

Em troca à sua resposta sincera recebeu uma bofetada aplicada por um criado do sumo sacerdote. Ninguém repreendeu o empregado.

Segundo a lei, porém, o próprio réu devia ser considerado uma coisa sagrada e não podia ser agredido em atos judiciais.

O sumo pontífice, além de não ter autoridade judicial, não podia ser acusador e juiz ao mesmo tempo. Mas Caifás, sem o menor escrúpulo, interrogou, acusou e condenou o réu.

Jesus ainda foi acusado de querer derribar o templo para reedificá-lo novamente em três dias. Ele, conhecendo a má fé dos seus juizes, enfim não disse mais nada.

Também Pilatos o interrogou perguntando-lhe se de fato era o rei dos judeus.

Respondeu o nazareno:

„Tu o dizes!“

O reino de Jesus não era deste mundo e conseqüentemente em nada ofendia aos reis da terra.

*

Cristo dizia ser o Filho de Deus, o Messias esperado. Esta afirmação soava como uma blasfêmia nos ouvidos dos fariseus e escribas e por isto queriam eliminá-lo todo custo.

Mas não havia lei no Código Romano que prohibisse a alguém denominar-se Filho de Deus ou mesmo Deus. Até o imperador o fazia.

Desde que uma religião ou um novo doutrinário não se opusesse às leis ou ao Estado, tinha plena liberdade.

Assim vemos que os judeus não tinham amparo legal para condenar Jesus.

Testemunhas.

Para a condenação de uma pessoa eram necessárias três provas: Confissão do acusado, testemunhas e registros.

Os sacerdotes, a fim de cumprir as formalidades legais, dispenderam grandes esforços para achar testemunhas que depusessem contra Jesus. Afinal acharam duas.

A lei exigia que as testemunhas fossem examinadas quanto à sua idoneidade, dignidade, sinceridade, devendo elas depor sob fé de juramento. Caso fosse testificado fraude, a testemunha era condenada à morte.

Nenhum destes requisitos foi observado pelos juizes de Jesus.

Ainda é interessante observar que só os acusadores apresentaram testemunhas, não sendo permitido ao acusado fazer o mesmo.

Pena aplicada — Sentença — apelação.

Depois de provado o delito era aplicada a pena.

Quando à sua classificação distinguiam-se:

Penas capitais e penas não capitais.

Elas deviam ser escolhidas para cada caso, segundo a gravidade do delito.

Cristo foi crucificado. Ora, além de esta pena ter sido injustamente escolhida, ela nem podia ser aplicada, porque no acusado não ficou provado delito algum.

Se Jesus tivesse merecido esta pena terrível, a sentença devia ter sido pronunciada por autoridade romano, competente em público e não pelo sinédrio em casa fechada de Caifás.

Mesmo assim o condenado ainda tinha o direito de apelar a César. Mas a Jesus esta possibilidade foi roubada. Logo após o interrogatório de Pilatos Ele foi entregue à multidão enfurecida, que o arrastou ao calvário.

Stud. theol. Herbert Treter.

Karl Loewith „Von Hegel bis Nietzsche“,
Europa Verlag Zürich, New York, 1941. 538 Seiten.

Dies Buch füllt in der Tat eine Lücke in den Darstellungen der Geschichte der Philosophie und des deutschen Geistes aus. Gerade die vernachlässigte Zeit von Hegels Tod bis Nietzsche hat auf das 20. Jahrhundert besonders starken Einfluß ausgeübt, wie der Verfasser, ein deutscher Forscher, der das vorliegende Werk als Emigrant in Japan schrieb, im „Vorwort“ mit Recht betont. Im „Nachwort“ glaubt er als Ergebnis gezeigt zu haben, daß die „tödliche Konsequenz in der philosophischen Entwicklung nach Hegel . . . die Verstiegenheit ist“, wobei sich als „historische Einsicht“ ergibt, „daß man von Nietzsches Magie des Extremes über Burckhardts Maß-

gung zu Goethes maßvoller Fülle zurücksteigt, um an einem zweifellos großen Menschen deutschen Geist zu erkennen“ (S. 530). Dieses Letzte erinnert an den Schluß von Meines Werk „Die deutsche Katastrophe“, 1946. Der Altmeister der deutschen Geschichtswissenschaft hofft, daß sich der deutsche Mensch wieder auf den Goethischen Geist befinnt, nachdem er in der Monarchie, der Republik und im Hitlerreich politisch jedesmal in steigendem Maße versagt hat.

Im ersten Teil seines Werkes, genannt „Studien zur Geschichte des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert“, gibt uns der Verfasser in trefflicher Analyse, die er aber immer wieder zu einem einseitlichen Bilde zusammenfaßt, zunächst eine Gegenüberstellung von Hegel und Goethe. So sehr sich der große Dichter der klassischen Zeit von dem bedeutenden, scheinbar so abstrakten Philosophen der Goethezeit unterschied, so haben doch beide das von Kant kritisierte, wenn auch unter Berufung auf dessen „Kritik der Urteilskraft“ mögliche „Abenteurer der Vernunft“ gewagt; der Dichter meinte mit Hilfe der Intuition, der andere auf spekulativem Wege die Verbindung von Subjekt und an sich seiendem Objekt herstellen und in das Wesen der Dinge überhaupt eindringen zu können.

Beide weisen aber auch zugleich, wie alle Großen, über ihre Zeit hinaus. Goethe hat am Ende seines reichen Lebens gemeint, es ständen im 19. Jahrhundert noch große Erschütterungen politischer und sozialer Art bevor. Von Hegel wird sein bekanntes Wort über Amerika in den Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte angeführt: Wenn der Weltgeist aus Europa wandert, ist Amerika „das Land der Zukunft, in welchem sich in vor uns liegenden Zeiten . . . die weltgeschichtliche Wichtigkeit offenbaren soll; es ist ein Land der Sehnsucht für alle die, welche die historische Kammertür des alten Europa langweilt“; ferner hatte bereits Hegel die kommende Bedeutung der slavischen Völker geahnt.

Von diesen mehr hingeworfenen Bemerkungen abgesehen, sind aber weniger der Philosoph Hegel selbst, sondern seine nur scheinbar ungehorsamen Schüler, die Junghegelianer, für die folgende Zeit bedeutend. Sie haben von ihrem Meister die dialektische Methode übernommen, mit dieser aber, wie Löwith zeigt, unter Anknüpfung an bezeichnend Hegelsche Gedankengänge seine Geistesphilosophie zugunsten eines rein realistischen oder entschieden religiösen Daseinsverständnisses zerlegt: „Marx und Rierkegaard haben ihre Hegelkritik an dem Begriff der wirklichen Existenz orientiert. Ruge richtet sich vorzüglich auf die ethisch=philosophische Existenz des Gemeinwesens, Feuerbach auf die sinnliche Existenz des leibhaftigen Menschen, Marx auf die wirtschaftliche Existenz der Masse und Rierkegaard auf die ethisch=religiöse des Einzelnen. Bei Ruge erschließt sich die geschichtliche Existenz dem politisch verstandenen „Interesse“, bei Feuerbach die wirkliche Existenz überhaupt der sinnlichen Empfindung und Leidenschaft, bei Marx die soziale Existenz der sinnlichen Tätigkeit als gesellschaftliche Praxis und bei Rierkegaard die ethische Wirklichkeit der Leidenschaft des Inneren Handelns“ (S. 189).

Löwith zeigt nun im zweiten Teil seines fesselnden Buches „Studien zur Geschichte der bürgerlich-christlichen Welt“ im einzelnen an den Begriffen „bürgerliche Gesellschaft“, „Arbeit“, „Bildung“, „Humanität und Christlichkeit“, wie diese Größen, welche Hegel jedesmal als Versöhnung von Idee und Wirklichkeit verstehen wollte, von den „Junghegelianern“ zugunsten einer „realistischen“ Betrachtung einseitig weitergebildet werden. Die „wahre Position“ sei der Mensch in seiner Endlichkeit, nicht der Mensch als Träger des unendlichen Geistes, sagt Feuerbach! Nietzsche hat unter der dadurch hervorgerufenen gottlosen Einsamkeit als künstlerisch empfindender Mensch gelitten und den heraufkommenden Nihilismus durch den aus der Antike stammenden Gedanken von der „ewigen Wiederkehr des Gleichen“ bannen wollen. Die Generation nach ihm, als deren Sprecher Löwith den Dichter Jünger herausstellt, hat diese Problematik bereits schon hinter sich gelassen und die nihilistischen Gedanken zum Programm der „totalen Mobilmachung“ und der mit Selbstverständlichkeit rein innerweltlich aufgefaßten „Arbeit“ vollendet; da man „mit einem Minimum an Warum und Wozu“ leben muß, ist nach ihm die Frage nach dem Sinn der Arbeit bereits schon falsch gestellt. Wie wir inzwischen erfahren haben, hat Jünger seine nihilistischen Gedanken schon während des zweiten Weltkriegs überwunden.

Die Krisis des christlichen Geistes im 19. Jahrhundert verfolgt Löwith von dem Junghegelianer Strauß über Feuerbachs Religionskritik, Ruge, Marx und Rierkegaards Beiträge zu diesem Thema, den er m. E. nicht genügend gegen jene absetzt, bis zu Overbeck, dem bekannten Freund Nietzsches. Beide sind von unbedingt redlichem Geiste (S. 528). Overbeck hat „das Problem, welches das Christentum für uns ist, klar gestellt und die Kluft zwischen ihm und uns an den repräsentativen Charakteren des 19. Jahrhunderts deutlich gemacht“ (ebd.).

Löwith bemerkt zum Schluß, heute gebe es angesichts der brutalen Entmenslichung und der unheimlichen Entseelung, unter der wir Menschen des 20. Jahrhunderts leiden, viele Gebildete, die von einem „christlichen Humanismus“ die Rettung erhoffen; denn nur im Christentum ist zugleich Raum für wahre Menschlichkeit. Das mag um so mehr berechtigt scheinen, als die Lehre von den Menschenrechten letztlich auf der christlichen Vorstellung vom Mensch als Gottes Geschöpf beruht, was Jellinek gezeigt hat (vgl. S. 321). Dagegen könnte man m. E. einwenden, daß ein solcher auch „christlicher Humanismus“ zu wenig die in der Bibel vorausgesetzte Spannung berücksichtigt und den entsprechenden Abstand zwischen Gott und Mensch übersieht, die nur von Gottes Erbarmen und Gnade sich lösen lassen. Gerade die neureformatorische Theologie unserer Zeit, die uns von Rierkegaard zur Reformation und Bibel zurückweist, hat uns jede Art von Humanismus fragwürdig gemacht, wobei sie wirkliche Menschlichkeit, die von dem Satz: Das Wort wurde Fleisch! bestimmt ist, nicht ausschließt, sondern gerade zeigt, wie sie erst von Christus her möglich wird.